

Eske Bockelmann  
Das Geld. Was es ist, das uns beherrscht  
Matthes & Seitz, Berlin 2020  
368 Seiten, 28,00 Euro  
ISBN: 3957578469

Eske Bockelmann ist klassischer Philologe und Germanist und weiß aus dieser Qualifikation eine große, vielleicht die größte Stärke seines Buches über ein durch und durch ökonomisches Thema zu machen. Der Zugang zur Sprache macht ihm möglich, woran Ökonomen regelmäßig scheitern, nämlich zu verstehen, dass „Geld“ zwar eine grundlegende ökonomische Kategorie sein mag, aber eine recht junge. Und so gliedert er sein Buch konsequent entlang genau dieser Frage: „Welt ohne Geld“, „Wie Geld wurde“ und „Was Geld ist“ heißen die drei Teile, deren zentrale Aussagen kurz vorgestellt werden sollen.

I.

Viele Autoren widersprechen der Aussage, dass es vor überschaubarer Zeit eine Welt ohne Geld gab. Es wird auf alte Texte verwiesen, in der Bibel, bei Aristoteles, im alten Mesopotamien. Bockelmann kann überzeugend nachweisen, dass da regelmäßig Wörter so übersetzt werden, dass ihnen nachträglich die Bedeutung von Geld untergeschoben wird. Nur beispielhaft sei auf Aristoteles verwiesen. In dessen „Nikomachischer Ethik“ wird in modernen Übersetzungen ein Wort regelmäßig mit „Geld“ wiedergegeben, das im alten Griechisch aber lediglich „Dinge“ hieß, eine Sache, „die man braucht oder nutzt, deren man sich bedient, deren man bedarf, die man nötig hat“ (S. 125, ein gebräuchliches Sprachlexikon zitierend). Es leuchtet ein, dass Geld heute etwas ist, „das man nötig hat“, mehr aber noch, dass es keine „Sache“ ist wie andere Sachen, die man zwar alle tauschen kann, die aber alle außerdem auch eigene Gebrauchsfunktion haben. Darauf wird zurückzukommen sein.

Auch noch im europäischen Mittelalter „gibt (es) *kein einziges Wort* ..., das bezeichnen würde, was für uns heute so selbstverständlich und einvernehmlich Geld heißt...Das europäische Mittelalter hatte nicht nur kein Wort für Geld, es hat keinen *Begriff*, es hat keine *Vorstellung* davon...Das Fehlen des einheitlichen *Begriffs* belegt beim Geld notwendig das Fehlen der *Sache*.“ (S. 18f, Hervorhebungen hier und später im Original – WR) Zwar gab es im Mittelalter, ebenso wie im Altertum und auch schon davor, Tausch, aber keinen Tausch von Äquivalenten, also von zwei Sachen, die auf ein von ihnen unterschiedenes rein quantitatives Drittes bezogen wurden.

Gut zu verstehen ist das anhand der mesopotamischen Keilschrifttafeln, auf denen nach Meinung David Graebers „Kredite und Schulden verzeichnet sind“. In der Tat halten diese alten Dokumente fest, wer was wann geliehen hat und, gelegentlich mit Aufschlag, zurückzahlen musste. Auch wenn man dabei von „Kredit, Schulden und Zins“ sprechen „kann“, so ist das eher ein Vorgang, „wie wenn beispielsweise heute jemand die Bohrmaschine seines Nachbarn ausleiht, sie nach Gebrauch wieder zurückgibt und zum Dank pflichtschuldigst noch eine Tafel Schokolade drauflegt. Weder die Bohrmaschine noch die Schokolade werden dadurch zu Geld, auch dann nicht, wenn sich der Nachbar die Rückgabe plus Schokolade urkundlich zusichern ließe. Um Geld zu sein, müssten sie geldtypisch *weiterverwendet* werden und anschließend weiterhin als Tauschmittel fungieren.“ (S. 84, teilweise Graeber zitierend). Bemerkenswert ist, dass dieses System nachweislich über 2500 Jahre stabil bestanden hat; Dokumente aus ein- und demselben Tempel um das Jahr 4000 und später um 500 v. Chr. sind in Form und Aussage identisch. Wer sich anschaut, wie das moderne Geldsystem in weniger als 500 Jahren die Welt verändert hat, erkennt den Unterschied.

Was getauscht wurde, waren gegenseitige und gegenseitig verpflichtende Gaben, waren Zahlungen für Schutz, Bewirtschaftungsrechte für Abgaben, Arbeitszeit und -kraft für Schulden. Die Dinge

wurden um ihrer selbst Willen getauscht, weil man brauchte, was man bekam, nicht zur Erwirtschaftung quantitativen Gewinns. Dabei waren, vor allem bei Zahlungen, gelegentlich auch Münzen im Spiel, die aber ebenfalls nicht als kontinuierliche Tauschmittel dienten, sondern meist gehortet wurden, um je nach Bedarf später erneut verwendet, oft aber auch eingeschmolzen und zu Kunstgegenständen verarbeitet zu werden. Diese Münzen sind oft kein von allen anderen Waren abgeschiedenes regelmäßig Zahlungs- und Tauschmittel, sondern Gebrauchsgegenstände wie andere auch. Ihr Gebrauchswert lag nicht zuletzt im Schutz durch die Göttin Juno, denn von ihr leitet sich die „Münze“, „Money“, „Monete“ ab. In ihrem Tempel in Rom wurden die meisten Münzen des Reiches geprägt und die Göttin wurde dort als *Juno Moneta*, die „mahrende Juno“, verehrt (S. 91).

## II.

Im Prolog zum zweiten Teil erzählt der Autor aus dem 1509 in Augsburg erschienenen Prosaroman „Fortunatus“, dem ältesten deutschen „Volksbuch“, dessen Autor unbekannt ist. Der Protagonist, sein Name verrät es, ist von „Fortuna“, der Glücksgöttin, begünstigt. Diese erscheint ihm und gewährt ihm einen Wunsch, worauf er Reichtum wählt und einen Beutel erhält, dem sich mit jedem Griff hinein zehn Goldstücke entnehmen lassen. Was heute jede\*r als „Geld“ deuten würde, verwendet Fortunatus aber nicht so, wie man Geld verwendet, sondern er kauft sich konkrete Dinge dafür, zunächst Essen und Trinken, dann Pferde, schließlich ein Schiff, mit dem er Handel treibt, um „reich zu werden“ (S. 151). Das ist seltsam, wenn man seinen Münzreichtum bedenkt, und konsequent, wenn man versteht, dass Reichtum damals nicht in Tauschmitteln, sondern in den Gebrauchsgegenständen eines guten Lebens gesehen wurde. Aber die Münzen sind schon Handelskapital, das historisch irgendwann bald Geld werden wird.

Bockelmann fasst die Situation des Fortunatus nochmals zusammen und erklärt damit negativ ziemlich genau, was passierte, als „Geld wurde“: „Güter, die in seinem Heimatland fehlen“ bleiben „für Fortunatus und seine Zeit der Sinn und das Ziel der Münzen, *und wären sie selbst in unendlicher Menge zur Hand*: Sie gehen ein in Güter zum Gebrauch. Die eingehandelten Güter sind nicht bloß das Mittel, um jeweils wieder Münzen zu bekommen, und dienen nicht zum Gewinn von noch mehr Münzen. Diese Güter werden nicht weiterverkauft, um zuletzt nur in noch weiter akkumuliertem Münzreichtum zu münden, denn noch der größte durch Handel erzielte Reichtum an Münzen hat in dieser Zeit sein Ziel in diesem *anderen* Reichtum, in dem 'wahren' Reichtum des Aristoteles, in den Gütern oder Waren.“ (S. 155)

Der Unterschied entsteht, als nicht mehr wechselseitige Verpflichtungen, darunter am bedeutsamsten die feudalen Abhängigkeiten persönlicher Art, die Versorgung der Mehrheit der Menschen regelten, sondern diese „in der Hauptsache über Kauf und Verkauf“ erfolgte (S. 157). „Europas großer Abweg (vom oben zitierten Ziel des Güterreichtums – WR) setzt damit ein, *dass sich die europäischen Städte aus dem Zusammenhang der feudalistischen Herrschaft und damit aus dem Zusammenhang der gemeinschaftlichen Versorgung lösen*.“ Bockelmann folgt hier Max Weber, der allerdings nicht versteht, warum das in Europa so geschieht und deshalb erklärt, warum es anderswo nicht geschehen ist (S. 163 und Anmerkung 91). Unbekannt ist ihm offenbar Saskia Sassens großartige Studie unter anderem über die mittelalterlichen Städte „Das Paradox des Nationalen“, in der sie die Entstehung des modernen kapitalistischen Staates aus demselben Prozess erklärt, aus dem unser Buch das Geld erklärt, wobei Sassen umgekehrt die Rolle des Geldes verkennt. Bockelmann benennt damit den Beginn der bis heute anhaltenden Legende, dass Geld, Kapital und seine Akkumulation ewig seien und alle anderen Formen der Ökonomie eine „Unterentwicklung“ darstellen würden.

Es entsteht damit aber nicht etwa vor allem neuer Reichtum, sondern neue Armut: „Es fehlt an Arbeit, weil es an dem Geld fehlt, das sie kostet und das für sie zu zahlen wäre; und weil es an Arbeit fehlt, die bezahlt wird, fehlt es allen an Geld, die darauf angewiesen wären, für ihre Arbeit

Geld zu bekommen – und so fehlt es ihnen an Geld, auf das sie angewiesen wären, um davon Brot zu kaufen, da dieses Brot nun Geld kostet. So hängt das Leben aller an dem, was sie brauchen, sobald sie von Kauf und Verkauf zu leben und folglich abzuhängen beginnen: am Geld.“ (S 187)

### III.

Der Autor erläutert: „Niemand hat Geld je eingeführt und niemand konnte auch nur auf die Idee kommen, Geld einzuführen...Das Aufkommen von Geld ist historisch bedingt durch das *Abhängig-Werden* ganzer Gemeinwesen davon, dass ihre Einwohner *voneinander kaufen* und *einander verkaufen* können, was sie kontinuierlich zum Leben brauchen...Das Tauschmittel *innerhalb dieses spezifischen gesellschaftlichen Zusammenhangs*, dieses *in sich* veränderte Tauschmittel – ist Geld...Das neue *Kontinuum* an Käufen und Verkäufen, auf das eine solche Gesellschaft angewiesen ist, bedingt auf dieser Seite des Tauschs auch das *kontinuierlich eine* Tauschmittel, das *nur noch Tauschmittel* ist.“ (S. 196f)

Im Prinzip sind wir damit durch. Selbstverständlich gibt es noch viel zu erklären, zu definieren und viele Widersprüche aufzulösen und Bockelmann unternimmt das auch. Er arbeitet sich an allem ab, was der Kapitalismus zu bieten hat, am Wert, an der Äquivalentform (die er „ein Quantum *nichts* und sein *Etwas*“ nennt), am Wertgesetz, am Kapital, an den Geldsubjekten, an der Spekulation und der Finanzialisierung der Ökonomie sowie an den unvermeidbaren Krisen. Er hat Marx gelesen und rezipiert ihn kenntnisreich.

Aber er glaubt, ihn bei einem grundlegenden Fehler ertappt zu haben, nämlich dass Marx dem Wert eine „Substanz“ unterlegt. In der Tat, und Bockelmann zitiert das, spricht Marx wiederholt von der Arbeit, genauer der abstrakten menschlichen Arbeit als Substanz des Werts. Bockelmann argumentiert, da Geld eine rein quantitative Größe sei, Arbeit aber eine qualitative, auf Konkretes gerichtet Handlung darstelle, sei sie als Maß des Werts ungeeignet, weil sie der reinen Quantität des Tauschmittels unvermeidlich etwas Qualitatives unterlege. Seine Argumentation gegen das Wertgesetz changiert zwischen klugem Hinweisen auf tatsächliche Ungenauigkeiten oder auf nicht zu Ende ausgeführte Gedanken bei Marx, eigener Widersprüchlichkeit und der Vorstellung, einen sehr weitgehenden Fehler von Marx grundlegend korrigieren zu müssen und zu können.

Eine detaillierte Auseinandersetzung mit vielen seiner Thesen würde sich lohnen. Aber eine Rezension ist nicht der Ort, an dem solche Schwierigkeiten angemessen bearbeitet werden können, deshalb versuche ich es erst gar nicht. Aber es lohnt sich, sich bewusst zu machen, dass auch andere Autor\*innen versucht haben, Marx zu korrigieren und angebliche Fehler auszumerzen. Rosa Luxemburg versuchte es mit den Reproduktionsschemata des Kapitals, blieb selbst widersprüchlich dabei, entwickelte aber die Theorie der kapitalistischen Landnahme, die sich bis heute als fruchtbar erwies. Übrigens und nur nebenbei kennt Bockelmann die nicht, sonst könnte er nicht behaupten, Fragen nach dem „Weshalb“ der europäischen „Unterwerfung der Welt“ (S. 346, einen Buchtitel von Wolfgang Reinhard zitierend) seien „bis heute ohne Antwort geblieben“ (ebda). Christel Neusüß hat es unternommen, auf die unbezahlte Reproduktionsarbeit hinzuweisen, und damit einen der wichtigsten Denkstränge des letzten halben Jahrhunderts in Gang gebracht, auch wenn ihre Kritik, dass Marx selbst diese Tätigkeit nicht gesehen habe, den Boten für den Inhalt seiner Botschaft verantwortlich macht. Postkoloniale Theorien haben deutlich gemacht, dass Antikapitalismus nicht (nur) von Europa aus gedacht werden kann, auch wenn der Streit um manchen historischen Vergleich inzwischen umfangreich ist.

Ich denke, dass Bockelmann in dieser Reihe einen Platz finden kann. Sein Buch ist faszinierend, eingängig und gut verständlich geschrieben und trotzdem präzise und genau argumentierend. Im Übrigen macht es immer wieder gehörig Freude, wenn der Autor ganz nebenbei mit Märchen und Aberglauben moderner „alternativer“ Geldtheorien aufräumt, hießen sie nun „Vollgeld“,

„Monetative“ oder „ethische Investments“. Alles in allem kann „Das Geld“ nur dringendst empfohlen werden, zur aufmerksamen Lektüre ebenso wie zur kontroversen Debatte.